









Elbing, den 21. August 1889.

## John Bull auf Reisen.

Blauderei von Silvester Frey.

Ein vorzüglicher Kenner des britischen Inselreiches und seiner Bewohner behauptete einmal, daß die fünf Sinne eines echten Engländer's folgendermaßen heißen: Gold, Spleen, Dampf, Beefsteak und — Kontinent. Mit diesem letzten haben wir uns an dieser Stelle zu befassen. Denn „Kontinent“ bedeutet ja im Grunde nichts weiter als die ungezügelte Reiselust John Bull's, deren liebstes Ziel das Festland Europas und heute vorzugsweise die deutsch sprechenden Theile desselben sind. Ueber den Grund dieser Anziehungskraft kann man noch uneins sein. Einige meinen, das Gefühl der Stammes-Gemeinsamkeit sei in der Brust des John Bull so stark entwickelt, daß er mit dieser Vorliebe Deutschland, Oesterreich, die Schweiz mit seiner Gegenwart beehrt. Andere freilich behaupten, es geschehe deshalb, weil sich die übrigen Nationen Europas, welche romanischer oder slavischer Abstammung sind, seine zweifelhaften Liebenswürdigkeiten nicht mit jener Langmuth gefallen lassen, welche dem deutschen Volke eigen ist. Den Schluß mag gefällig der Leser selbst ziehen, wenn wir ihn mit den Reisegepflogenheiten John Bull's genügend vertraut gemacht haben. Einen Vorgeschmack davon besitzt er jedenfalls jedoch bereits aus eigener Erfahrung. Irgendwo auf einer Bahnstrecke ist wohl schon einmal ein hageres, in einem tarrirten Plaid gewickeltes Menschenkind sein Reisegefährte gewesen, das beständig gähnt und gelangweilt durch die Scheiben blüht. Wohl uns, wenn es sich damit begnügt, uns verächtlich den Rücken zu kehren, indem es mit dem Platz zufrieden ist, welchen die Bahnverwaltung dem einzelnen Individuum angewiesen hat. Denn gewöhnlich geberden sich die Einwohner Alt-Englands, als ob die Welt — in diesem Falle die Fahrgelegenheit — nur ihnen allein gehöre. So geschah es auch einmal auf dem Berdeck eines Rheindampfschiffes, wo John Bull es sich so bequem gemacht hatte, daß er im Vollbewußtsein seiner nationalen Vorzüge die Bank in ihrer ganzen Ausdehnung einnahm. Der Tag war wunderschön, die Sonne verflocht ihre goldenen Strahlen mit dem grünen Nebengewinde, welches die Berggipfel herauf rankte. John Bull schien entzückt von dieser landschaftlichen Schönheit; wenigstens vergaß er darüber völlig die Gesellschaft, in welcher er sich befand, und dabei auch — sich selber.

„Ich möchte mich jetzt doch ein wenig setzen,“ sagte eine in der Nähe stehende Dame zu dem sie begleitenden Herrn, „bitten Sie vielleicht den Gentleman dort, daß er mir ein wenig Platz gewähre.“

„Mein Herr,“ wendete sich dieser an den Engländer, „da die übrigen Bänke, wie Sie sehen, besetzt sind, so haben Sie wohl die Güte, einen Theil dieser hier einzuräumen.“

„Oh no,“ erwiderte der Sohn Albions, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Ich bitte Sie ja nicht für mich, sondern für eine Dame —“

„Oh no,“ versetzte ruhig John Bull.

„Sie werden doch einsehen,“ fuhr der Begleiter der Dame fort, „die einfachste Pflicht der Höflichkeit gebietet ja, in solchem Falle Rücksicht zu nehmen.“

„Oh no,“ entgegnete kalt der englische Gentleman.

Ein Schiffsknecht, der in einiger Entfernung dieser Scene beigewohnt, kam jetzt heran. „Der versteht kein Deutsch,“ sagte er zu der Dame, „mit dem muß man englisch reden.“ Dabei faßte der handfeste Bursche den noch immer

Langhingestreckten unter die Arme, hob ihn einige Fuß in die Höhe und setzte ihn auf eine Ecke so kräftig nieder, daß es krachte.

„Oh yes,“ rief der Sohn Alt-Englands unter dem Eindrucke dieser vollendeten Thatfache, indem er das rechte Bein über das linke schlug. Diese Aufforderung hatte er endlich verstanden.

Uebrigens läßt sich John Bull keineswegs immer eine so deutliche Sprache gefallen. Zuweilen ist er es selber, welcher ohne Rücksicht darauf, daß er doch bei uns ein Gast ist, uns handgreifliche Lectionen erteilt. Wir erinnern dabei nur an die schlagfertige Behandlung, welche sich vor einigen Jahren die bekannte Sängerin Frau Schröter-Hansstängel im Coupee gefallen lassen mußte, weil sie das Recht auf den von ihr bezahlten Sitzplatz von ihrer englischen Reisegefährtin beanspruchte. Mylady vergaß ihre noble Erziehung so weit, daß sie Püffe und Faustschläge austheilte. Wahrscheinlich glaubte sie sich daheim am Themsestrand als Mitglied eines weiblichen Boker-Clubs.

Es kann uns nicht einfallen, aus diesem einen Vorfall einen Schluß auf die Gesamtheit zu ziehen. Aber im Allgemeinen stehen die Engländerinnen, soweit sie zu der Klasse der reiselustigen gehören, allerdings nicht in dem günstigsten Lichte. Kavier de Montépin, der berühmte französische Romancier, charakterisirt Madame John Bull folgendermaßen: „Sie ist rothhaarig, hat lange Zähne und enorme Füße — demnach,“ so schließt der Publizist bezüglich einer Dame, deren Herkommen er feststellen soll, „muß sie Engländerin sein!“ Und „Saturday Review,“ also ein einflußreiches, vornehmes Organ Alt-Englands, sagt in einem Aufsatz von 1883, betitelt „die englischen Frauen im Auslande“: „Unsere jungen Mädchen sind wie ihre Väter und Brüder äußerst gleichgiltig gegen die Meinung des doch von ihnen so begehrten Festlandes. Sie botanisiren, wandern, spielen, als ob es ihnen darauf ankäme, Einfäße, nicht Herzen zu gewinnen. Sie führen Hammer bei sich, untersuchen Fossilien, graben nach Stücken von Urmenschen, sammeln Renntiere und studiren die Bauern und deren Kauderwelsch. Aus diesem Grunde kleiden sie sich auch nicht, um jungen Männern im Auslande zu gefallen. Sie tragen Stiefeln mit großen Nägeln, abschreckende Sonnenschirme, und wenn sie sehr alpiner Natur und große Fußwanderer sind, scheinen sie sich hauptsächlich in wasserdichte Stoffe und Glanzleimwand zu kleiden. Im Auslande tragen sie ihre alten Sachen auf; an Liebe und Empfindsamkeit denken sie nicht.“

So also urtheilt ein großes englisches Organ über Madame John Bull auf Reisen. Wir haben da gewiß keinen Grund, diese Meinung abzuschwächen oder als voreingenommen zu erklären. Im Verkehr mit uns beansprucht aber Madame John Bull die größte Zuverlässigkeit. Sie ist außer sich, wenn wir uns einfallen lassen, gegen die Regeln des guten Tones, wie sie denselben auffaßt, den geringsten Verstoß zu begehen. Wie peinlich sie jede unserer Bewegungen bei einem Mahl beobachtet, weiß Jeder, welcher einmal Gelegenheit hatte, sich ihrer keineswegs beneidenswerthen Nachbarschaft an einer Wirthshausstafel zu erfreuen. Kein Staatsanwalt kontrollirt mit einer gleichen Genauigkeit den größten Delinquenten, wie es Madame John Bull beliebt, wenn ihr unglücklicher Nachbar einmal das Verbrechen begeht, Messer und Gabel von einer Hand in die andere zu schieben oder gar dieselben bei dem Genuß der verschiedenen Gerichte gegen das Herkommen zu benützen — wobei wir jedoch feierlichst Verwahrung dagegen einlegen, als ob wir die Gezehe der Gastromie lässig oder gar überhaupt nicht beobachtet wissen wollen.

Ebenso bekannt sind die Engländerinnen wegen ihrer Prüderie, ihrer Zimperlichkeit in allen Fragen des allgemeinen Verhältnisses zwischen Mann und Frau. Ein Witzblatt charakterisirte das einmal in folgender kleinen Anekdote. Eine Engländerin kommt in eine Buchhandlung und fragt: „Haben Sie ein Buch, daß ich kann lernen die Stadt?“ — Commis: „Darf ich Ihnen vielleicht einige Fremdenführer zeigen?“ — „O nein,“ versetzte Madame John Bull mit allen Zeichen der Schamhaftigkeit, „ich kann brauchen nur Fremdenführerinnen!“

Warum in aller Welt reist nun wohl John Bull so gern und so beständig? Man könnte diese Frage, wofern man boshaft sein will, vielleicht mit dem Hinweis auf jene Stelle beantworten, wo „Saturday Review“ behauptet, daß die englischen Frauen auf dem Continent ihre alten Kleidungsstücke auftragen. Wir wollen gern annehmen, daß dieser Grund nicht der wirklich oder allein stichhaltige sei. Aber eine Thatfache bleibt es, daß viele Leute Deutschland oder doch die deutsch sprechenden Länder Europas bereisen, weil sie daselbst wohlfeiler als in der Heimath leben. Was die Schweiz betrifft, so giebt es in dieser Hinsicht keinen Zweifel. Viele der Baronessen und Ladies, welche man dort das Alpenglücken anstarrt oder die Berge erstürmen sieht, besaßen daheim in einer Vorstadt Londons eine Matrosentruhe. Daneben freilich stößen wir auf Manche, der in der That die gesellschaftliche Stellung einnimmt, welche er beansprucht. Er reist also gewiß nicht in der Absicht, nicht an den zweifelhaften Ursprung gemahnt zu werden, welchem er seine Banknoten verdankt. Nur die Gewohnheit, immer unterwegs zu sein, veranlaßt ihn, für die Beefsteaks Londons die keineswegs weniger schmackhaften unserer Küche einzutauschen. Das Reisen ist ihm zum Sport geworden, ohne welchen er nicht mehr leben kann. Diese Freude am Reisen hat auch manche komische Situation gezeichnet, durch welche John Bull in den Ruf oder vielmehr in den Verruf eines Sonderlings kam, der allerhand Schrüllen nachhängt, deren sonst ein vernünftiger Mensch nicht gut fähig ist. Am 26. Mai 1885 traf im „Bayerischen Hof“ zu München ein Engländer in Begleitung seiner Tochter, Dienerschaft und eines arabischen Aufsehers ein. Er kam von Algier und hatte, nachdem er in Marseille gelandet war, zu Wagen die Reise durch die Riviera, Italien und die Schweiz gemacht. Derselbe führte fünf echte Araberperde bei sich. — Wenn man noch eine solche Gepflogenheit bei einem Manne, der es Gott sei Dank kann, begreiflich findet, so steht man dafür wie vor einem Räthsel vor der folgenden: John Pepsys, ein reicher Mann in Cambridge, der sein halbes Leben Tag und Nacht im Eisenbahncoupe zugebracht, konnte sich nicht an die Unbeweglichkeit eines Bettes, wie es gewöhnliche Sterbliche benützen, gewöhnen. Es wollte kein Schlaf auf seine Lider kommen. Er ließ sich also ein Bett anfertigen, welches einem Eisenbahnwaggon auf ein Haar glich, auf Nädern war, in Bewegung gesetzt wurde und das Geräusch eines dahinrollenden Zuges hören ließ. Erst dann fand der arme reiche Mann den ersehnten Schlaf. Wir würden dies Faktum nicht glauben, wenn wir es nicht in einem, allerdings englischen Fachblatte vom Jahre 1883 fänden, wo diese nächtliche Eisenbahnfahrt im Schlafzimmer mit all ihren Annehmlichkeiten auf das Ansführlichste geschildert wird. Ein anderer Sohn Albions liebte wiederum die See über Alles; der Gedanke, das feste Land auch nur betreten zu müssen, erfüllte ihn geradezu mit dem größten Widerwillen. Da er aber gleichzeitig sehr bigott war, kam er

in ein kleines Dilemma. Denn die stille innerliche Frömmigkeit genügte ihm nicht; er bedurfte eines größeren kirchlichen Apparats, wie er nur in der Kirche, bei einem wirklichen Gottesdienst möglich ist. Schließlich kam er auf folgenden Ausweg. Reich, wie er war, ließ er sich eine allerliebste Nacht bauen, welche einer möglichst geringen Mannschaft bedurfte. Dafür fand sie jedoch Platz für drei Geistliche. Die Hauptkabine war eine Kapelle, wo jeden Tag ein Gottesdienst stattfand. Das Schiff, ein Meisterwerk der betreffenden Kunst, fährt unaufhörlich gleich jenem des fliegenden Holländers. John Bull ist also in der glücklichen Lage, seine Reiseschulle befriedigt zu sehen. Sein schwimmendes Gotteshaus hat er „Seamans Bethel“ getauft. Wenn es auf ein anderes Fahrzeug stößt, so werden an die Passagiere desselben Bibeln, Gebetbücher und Tractatlein vertheilt. Es ankert nur in einem Hafen, um eine neue Auflage derselben oder die nothwendigen Lebensmittel aufzunehmen. Ein komischer Vorfall ereignete sich, als die Nacht einmal nach Hamburg kam. Die lustigen deutschen Matrosen waren gern bereit, mit ihren englischen Kameraden Freundschaft zu schließen. Der Porter und Cognac derselben fand bei ihnen die größte Anerkennung. Dagegen konnten sie sich mit der Art und Weise, wie der Besitzer der schwimmenden Kirche seine Frömmigkeit auch auf Andere übertragen wollte, in ihrer derben Seemannsgesplogtheit nicht befreunden.

Freilich artet diese Freude am Reisesport nicht immer an John Bull bis zu einem solchen Grade aus, daß man überhaupt nicht mehr ohne das Geräusch der Wagenräder oder das Murmeln der See zu leben vermag. Meist ist mit diesem Triebe nur das Streben nach einem von der Allgemeinheit energisch abweichenden Geschmack verknüpft. So genoß im Jahre 1864 Gasten ein Schauspiel, welches wegen seiner Curiosität damals vielfach Aufsehen erregte. Auf dem Malinzer Tauer, einem über 6000 Fuß hohen Berge, logirte sich nämlich ein Engländer ein. Da Menschen für gewöhnlich hier sonst nicht zu wohnen pflegen, ließ er für sich ein außerordentlich komfortabel eingerichtetes Bett herstellen, welches ihm als Behausung diente. Ein eiserner Ofen, in welchem beständig wegen der hier herrschenden Kälte ein tüchtiges Kohlenfeuer brannte, war in demselben angebracht. Zweieinddreißig Pferde standen in einem auf ähnliche Weise improvisirten Stalle, welche die Verbindung mit der bewohnten Welt bemeisterten, damit unser Original das Fleisch zu seinen Beefsteaks oder die nöthigen Klaschen Alle und Porter immer bei der Hand habe. „Und warum,“ fragt der Leser, „diese merkwürdige Schulle, sich mit solchen ungeheuren Kosten und Umständen inmitten von Eis und Schnee eine Behausung herzurichten?“ Einzig und allein, weil John Bull einmal das Schauspiel des Sonnenaufgangs auf eine Zeit nach Belieben genießen wollte.

So ist es beinahe eine Marotte, welche die nähere Veranlassung zu dem Reisesport unseres britischen Nachbarn giebt. Wenn nicht die Freude an der Natur im Spiele ist, bleibt man um ein anderes Motiv keineswegs in Verlegenheit. Vor Allem ist John Bull ein großer Kunstenthusiast auf seinen Reisen; nur daß der Kultus, wie er ihn treibt, auf andere Nationen eher ein abschreckendes Beispiel ausübt. Man erinnert sich vielleicht noch an die Ankedote von dem Engländer, welcher Victor Hugo wenige Tage vor seinem Tode besuchte. Lord S., Mitglied des Oberhauses, machte nebst seiner Gattin und Tochter eine Reise nach Paris. Bei dieser Gelegenheit gab er auch bei Victor Hugo seine Karte ab und wurde vermöge des hohen Namens, welchen er führte und der Vorliebe, welche der Dichter noch aus der Zeit seiner Verbannung für England und alles Englische hegte, auch sofort empfangen. Als der Dichter in den Salon trat, klemmte Se. Lordschaft das Monocle vor das Auge und glökte Victor

Hugo einige Sekunden an. Dann wandte er sich zu seiner Familie und sagte: „Monsieur Victor Hugo! Grand poète! Notre Dame de Paris!“ Der Dichter verneigte sich. Hierauf zog der Lord ein großes Notizbuch aus der Tasche. Victor Hugo glaubte schon, daß es sich um einen Autographen handle, und liebenswürdig, wie er unter Umständen sein konnte, trat er schon einen Schritt zurück, um diesem Wunsche zu willfahren. Aber Lord S. sah nach der Uhr und sagte, die Augen auf das Notizbuch geheftet: „Um 10 Uhr die Giraffe im Jardin d'Acclimation besuchen.“ Sprach's und zog mit seiner Familie von dannen.

### Bunte Chronik.

— Von dem Dichter der „Johjiade,“ dem Bergarzte Kortum, der in dem Landstädtchen Bochum lebte, wird folgende heitere Geschichte in Erinnerung gebracht. Kortum war mit dem Apotheker des Ortes sehr befreundet und besuchte ihn täglich. Beide Herren waren Naturfreunde, besonders der Apotheker, der neben seiner Blumenzucht eine Menge von Vögeln pflegte. Dr. Kortums Zuneigung unter diesen Lieblings-Beider hatte sich der Wachtel zugewandt. „Bitte, schenke mir die Wachtel!“ so lautete der tägliche Gruß des Arztes. Der Apotheker hatte etwas von der Schalkhaftigkeit des Doctors in seinen Adern. „Gut,“ sagte er eines Tages, „die ewige Quälerei habe ich nun satt, ich schicke Dir das Vieh.“ Nun ist der Behälter für eine Wachtel so beschaffen, daß er eine verschlossene Kiste darstellt, an beiden Seiten Futter und vorn ein vergitterter Altan, wo der Vogel bei Sangeslust eintritt. Der Behälter kam an seine Adresse. Der Doktor fütterte nach Vorschrift, aber „geschlagen“ wurde trotz des Frühlings nicht. Kam der Doktor in die Apotheke, so wurde ihm stets die Frage gestellt: „Wie geht's der Wachtel?“ — „Gut,“ war die Antwort, „das Thier frißt gehörig, aber singt gar nicht.“ — „Ja,“ sagte der Apotheker, „das liebe Thier ist bei mir verwöhnt, das muß sich erst an den neuen Platz gewöhnen.“ Endlich riß dem Doktor die Geduld; er mußte das „verwöhnte“ Thier sehen, machte den Behälter auf und — eine große Ratte sprang ihm entgegen. Rache war natürlich der erste Gedanke. Dr. Kortum kam eines schönen Nachmittags mit der freundlichen Frage: „Sollen wir nicht einen Spaziergang bei dem schönen Wetter machen?“ Ein freudiges „Ja!“ erfolgte. Beide gingen eine Weile, da klagte der Doctor über Schmerzen im Bein. „Du weißt, daß ich nicht abergläubisch bin, aber abschreckend ist doch der Gedanke, wenn man von einem tollen Hunde gebissen ist und dieser Krankheit anheimfällt.“ Der Apotheker kennt die Natur der Krankheit und weicht ein paar Schritte vom Doctor ab. Nach kurzer Zeit setzten sich beide auf eine Wegebank nieder. Der Doctor klagt noch immer über die traurige Hundswuth, der Apotheker schneidet immer bedenklichere Gesichter. Plötzlich bekommt der Doctor Krämpfe, greift zu und sperrt den Mund weit auf zum Beißen. Der Apotheker kennt die Krankheit und weiß, daß derartige Tolle wasserscheu sind. Er läßt sofort in einen Teich der nahen Viehweide oder „Böde“, wo sich jetzt der schöne Stadtpark befindet — der Doctor nach, und wie der Apotheker tief im Wasser sitzt, ruft Kortum: „So, nun komm heraus, — das war für die Wachtel!“

\* Bern, 18. August. Bei Gesechtsübungen in der Nähe von Zürich ist wieder ein Soldat, der Corporal Huber von Schaffhausen, erschossen worden.

\* Paris, 15. August. Edison ist in Paris eingetroffen, begleitet von seiner jungen Frau und einem ganzen Stab junger „Miterfinder“. Obwohl Edison erst 42 Jahre alt ist, sieht er doch schon ziemlich grau und verwittert aus und leidet an fast völliger Taubheit. Das Erfinden ist offenbar kein gesunder Beruf, und dabei behaupten die Franzosen noch, Edison sei weniger ein Erfinder, als ein Händler mit

Erfindungen Anderer. Um das Unglück voll zu machen, versteht Edison kein Wort Französisch, was bei seiner Herkunft aus ärmlichen Verhältnissen sehr begreiflich ist, aber doch von den Franzosen sehr übel aufgenommen wird. Edison versichert Allen, die ihm ein Interview abzunöthigen kommen, er habe nichts Anderes vor, als die obligate Bergnützungskreise durch die Hauptstädte Europas möglichst schnell zu absolviren, alle projekirten Ehrenbezeugungen seien ihm daher eher verdrüsslich als erfreulich.

— Ein unfreiwilliges Dauerfasten hat in Spanien ein zwölfjähriger Hirtenknabe durchmachen müssen. Der Junge weidete seine Ziegenherde während der heißen, trockenen Monate in den Hochthälern der Sierra Nevada, wohnen ihm und seinem dort gleichfalls weilen den Genossen alle zwei bis drei Tage die nöthigen Lebensmittel gebracht wurden. Als dies vor einigen Wochen auch wieder geschah, fand der Bote die Herde verstreut im Gebirge; der Junge war verschwunden und alles Suchen vergebens. Da benachrichtigten die Eltern des Kleinen in ihrer Noth die Guardia Civil; diese sandte eine Patrouille in die Sierra, welche, von einigen Landleuten und den anderen Hirten der Gegend unterstützt, das ganze Thal mit all seinen Schluchten und Felsen durchforschten, ohne eine Spur von dem Vermißten zu finden. Am siebenten Tage des Suchens endlich, im Begriff, nach Hause zurückzukehren, übernachteten die Gendarmen in einer der in jenem Theil des Gebirges zahlreich vorhandenen Höhlen, in welcher sich aus alten Zeiten her, als hier in Spanien noch eifrig Bergbau auf Edelmetalle getrieben wurde, ein verschütteter Minenschacht befand. Einer der Guardias kam zufällig auf der Suche nach Wasser in die Nähe dieses Schachtes und hörte, als er sich dort zu schaffen machte, leises Wimmern aus demselben heraufdringen. Man holte Licht und Stricke herbei und fand in einer Tiefe von 12 Metern den gesuchten Jungen mit verschüdenen, aber nicht gefährlichen Verletzungen neben einem kleinen Wasserbecken liegen. Das Vorhandensein des Wassers hatte den Knaben gerettet, der auf der Suche nach einer seiner Ziegen in die Höhle gelangt und in die Mine hineingestürzt war, in welcher er nun zehn oder elf Tage — genau vermochte er die Zeit nicht anzugeben, da in sein Grab weder Sonne noch Mond hineinschien, ohne zu essen, aber wenigstens reichlich mit Wasser versehen, zugebracht hatte.

— Zu viel verlangt. Hundeverkäufer: „... Sie glauben gar nicht, wie geschickt der Dackel ist — so was giebt's nimmer; — mit dem können Sie Alles reden, was Sie wollen, grad wie mit einem Menschen!“ — Herr: „Ja, ja — ob er's auch versteht?“ — Hundeverkäufer: „Verstehen soll er's auch noch? Ja zu viel müssen Sie von an' Hund auch net verlangen!“

— Ausgerechnet. Jemand, der viel Zeit haben muß, hat die große Anklagerede Quésnay de Beaurepaire's einer zahlenmäßigen Betrachtung unterworfen und dabei folgendes herausgefunden: Beaurepaire sprach an den drei Tagen je 4½, 5, 4½, zusammen 14 Stunden und die Wiedergabe seiner Rede nahm im Journal 49 Seiten oder 147 Columnen, 13,167 Reichen, 92,174 Worte, 3,236,090 Buchstaben ein. Wenn die Patti diese Anklageschrift gesungen hätte (man berechnet, daß sie im Durchschnitt 4,75 Frcs. für jedes Wort erhält) so würde ihr Honorar 438,806 Francs betragen haben, und wenn man die Columnen aneinanderreichte, so würden sie eine Länge von 38,74 Meter erreichen, die aneinandergereihten Reichen dagegen würden 793,97 Meter ergeben. Man hätte noch hinzuzufügen können, daß, wenn statt der von Beaurepaire gehaltenen Anklageschrift die 3,236,090 Typen auf einmal auf Boulanger gefallen wären, er noch viel sicherer getödtet worden wäre als jetzt, und daß die ob dieser Rede vergossenen Tintenfröme genügen würden, nicht nur Boulanger, sondern auch die meisten seiner Anhänger elendiglich zu ersäufen.

# Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Gratisbeilage der „Altpreußischen Zeitung“.

Erscheint wöchentlich  
einmal und wird den Abonnenten der  
„Altpreußischen Zeitung“  
gratis verabfolgt.



Beeignete, kurz gefaßte Beiträge  
werden stets gern entgegengenommen  
und sind an die Redaction  
zu senden.

Druck und Verlag von H. Gaarß in Elbing. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Nr. 33.

Elbing, den 21. August 1889.

VII. Jahrgang.

## Rheinisches Obstkraut zu bereiten.

In der Rheingegend bereitet man aus Äpfeln ein sehr wohlsmekendes Gelee, welches unter der Bezeichnung „rheinisches Obstkraut“ sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Da nun aber auch in anderen Gegenden viele Gartenbesitzer in reichen Obstjahren oft nicht wissen, wie sie den Ertrag an Äpfeln zc. am vortheilhaftesten verwerten sollen, so glauben wir sicher im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir ihnen hier die Art der Bereitung des rheinischen Obstkrautes angeben. Wenn die Art der Verwendung der Äpfel zu diesem Zweck nun auch nicht mehr neu ist, so wird sie doch im Großen und Ganzen noch recht wenig benutzt, was um so mehr zu verwundern ist, als das rheinische Obstkraut nicht nur sehr wohlsmekend und gesund, sondern auch ziemlich herzustellen ist, da man hierzu alles Fall-Obst verwerten kann, das man schon zeitig von Anfang August an sammelt, denn bevor man genug hat, um den Kessel zu füllen, reift es noch nach. Was schwarzfaul und damit bitter geworden ist, sondert man aus. Aus einem Zentner Äpfel erhält man 12 bis 15 Pfund Kraut. Am meisten liefern übrigens nicht die vollsaftigen Äpfel und Birnen, welche letztere man nämlich auch dazu benutzen kann, da sie ein süßes Kraut liefern, sondern die festen und mehligten. Das Eigenthümliche in der Herstellung dieses „Krautes“ besteht darin, daß erst das Obst gekocht und dann der aus dem gekochten Obst ausgepreßte Saft zu Gelee eingedickt wird. Das Kochen der Äpfel geschieht in großen kupfernen Kesseln, nur muß die Feuerung sehr stark sein und der Herd einen guten Zug haben. Vor dem Füllen wird unten in den Kessel ein durchlöcherter Boden von Holz gelegt, um das Anbrennen der Früchte zu verhüten. Da saure Äpfel leicht anbrennen, so dürfen diese nie unten in den Kessel gethan werden. Soweit das Feuer den Kessel berührt, füllt man ihn daher mit süßen Äpfeln, bei denen das Anbrennen weniger zu befürchten ist, ebenso sind Birnen der Gefahr des Anbrennens nicht so sehr ausgesetzt. Am sichersten geht man, wenn man das Obst gar dämpft, man rechnet dann auf den Zentner Äpfel 40—45 Liter Wasser, und wird die Masse dann in einer knappen halben Stunde am gar gedämpft sein. Zum Garlocken im Kessel benöthigt man zu derselben Masse ungefähr eine Stunde. Sind die Äpfel gar, so kommen sie in eine Presse, welche beliebig groß sein kann. Der Preßkasten wird mit einem groben Preßtuche belegt, das auf dem Boden eine Art Horde als Unterlage erhält, damit die daselbst befindlichen Rinne für den Abfluß des Saftes frei bleiben. Der ausgelaufene Saft wird dann in den zuvor gereinigten Kessel eingekocht, so lange, bis er nicht mehr aufschäumt,

sondern nur noch brodelt und eine tiefbraune Farbe hat. Zu Anfang und noch geraume Zeit hindurch steigt der kochende Saft bis auf den Kesselrand und wird beständig durch das kräftig unterhaltene Feuer zu dieser Höhe getrieben, wobei der sich auf dem Rande ablagernde Schmutz beim zeitweiligen Zurücktreten der Flüssigkeit mit einem Lappen sorgfältig weggewischt wird. Das Einkochen des Saftes erfordert eine Zeit von 6 Stunden und geschieht am besten gleich nach dem Garlocken der Äpfel und dem Auspressen. Gegen das Ende der angegebenen Zeit probirt man, ob die Verdickung des Saftes bei erfolgter Abkühlung genügend ist, indem man auf einen flachen Teller Blech etwas Saft thut und mit einem hölzernen Löffel oder Stäbchen rührt. Ist das Kraut steif oder dick genug geworden, so wird das Feuer gelöscht und das Kraut aus dem Kessel in einen Krübel geschöpft. Die beste Qualität Kraut wird so steif gekocht, daß es nicht wieder zusammenläuft, wenn man mit dem Messer etwas davon abnimmt. Für den Gebrauch füllt man das Kraut in Fässer, welche keine gebogenen, sondern gerade Dauben haben. Uebrigens muß man vor dem Einfüllen in Fässer das Kraut in dem Gefäß, in welches es zuerst aus dem Kessel geschöpft worden ist, eine Weile stehen lassen und den obenauf noch hervortretenden braunen Schaum (das Schaumkraut) bis auf das ganz schwarz aussehende Kraut abschöpfen, doch braucht man dasselbe keineswegs fortzuwerfen, sondern kann es, wenn auch billiger, verkaufen, respektive für eigenen Bedarf verwenden.

## Schönblühende Topfgewächse für das Zimmerfenster und Blumenbrett.

Die schönste Zimmerpflanze bilden doch unstrittig blühende Topfgewächse, leider aber sagt die Zimmerluft nicht allen Pflanzen zu und gedeihen die für vieles Geld aus der Gärtnerei bezogenen Töpfe in vielen Fällen gar nicht gut im Zimmer; es liegt dies aber hauptsächlich an der unrichtigen Wahl der Pflanzen, wodurch der Blumenliebhaber oft vielen Verdruß hat. In nachstehend genannten Blumenarten findet der Blumenfreund eine reiche Auswahl der schönsten Pflanzen, welche sich ohne Ausnahme sehr gut im Zimmer ziehen lassen und nur eine leichte gewöhnliche Kultur, also eine gute, nahrhafte Erde und ausreichende Feuchtigkeit bedürfen. Zieht man sie im Zimmerfenster, so bekommen sie durch Deffnen derselben täglich einige frische Luft, und bei warmer regnerischer Witterung stellt man sie auch vorübergehend ins Freie, damit ihnen die Erquickung eines warmen Regens hier zu Theil werden kann. Bleibt der Regen längere Zeit aus, so bringt man die Töpfe gleichfalls von Zeit zu Zeit ins Freie und übergießt sie mit einer feinen Brause, denn dies

befreit sie von Staub und giebt ihnen ein frisches Aussehen. Hat man aber ein Blumenbrett, dann stellt man während der Sommerzeit alle Pflanzen lieber auf dieses. Man hat dann die ganze liebe Gesellschaft beisammen und sie erscheint bunter und prächtiger, als wenn die Pflanzen einzeln in den Fenstern herumstehen. Es sitzt sich auch gar schön am Fenster vor so einem blühenden Blumenbrett. Fuchsen, Topfrosen, Pelargonien sind im Allgemeinen die beliebtesten und auch dankbarstblühenden Topfpflanzen und sie dürfen deshalb nicht fehlen, nur suche man sich recht verschiedene Sorten von ihnen zu verschaffen. Was die Pelargonien — man nennt sie auch Geranien — betrifft, so sei hier auch auf die ephemerblüthigen Sorten mit aufmerksam gemacht. Dieselben haben eine hübsche, muntere Belaubung und etwas rankenden Wuchs, lassen sich leicht an Stäben und in Formen ziehen; sie gewähren einen schönen Anblick, wenn man sie so stellt, daß sie mit ihren Zweigen über das Geländer des Blumenbrettes hinauswachsen, dasselbe also bekleiden. Schön, lange und dankbar blühend und für unseren Zweck recht passend sind ferner die verschiedenfarbigen knollenartigen Begonien. Ein oder einige violettfarbige Heliotrope stehen gut zu den bunten und feurigen übrigen Blumen und auch einige tiefblaue, reichblühende Lobelienstöckchen tragen zur Farbenabwechslung mit bei. Für Wohlgerüche können die schon genannten Heliotrope, sowie auch buntfarbige Nelken und Reseda sorgen. Damit auch der weiße Farbenton nicht fehle, so wähle man weißgefüllte Fuchsen mit, einige Pflanzen davon sind meist ausreichend für das Weiß, wird mehr davon gewünscht, dann nehme man noch weißblühende Nelken, Lobelien, Asters und Verbenen; die letzteren, so auch einfache und gefüllte Petunien, sind besonders reichblumige Pflanzen fürs Blumenbrett. Wer doch Geld liebt, wähle noch Pasturzien ohne Ranken. Mit diesen Blumen kann man sich einen äußerst farbenprächtigen Schmuck für das Zimmerfenster zusammenstellen, zumal dieselben auch sehr wenig anspruchsvoll in Bezug auf Pflege sind, und dürften sie allen Blumenliebhabern auf das Wärmste empfohlen werden.

## Schutz der Hausthiere gegen Bremsen, Stechmücken zc.

Der „Feierabend des Landw.“ empfiehlt als erprobte Mittel, um Bremsen, Stechmücken, Stecksfliegen zc. von unseren Hauszuchtthieren, insbesondere den Pferden, fern zu halten, die folgenden Einreibungen. Nach Martin wirkt eine Mischung von 64 g Asa foetida mit 0,2 Liter Weineßig und 0,4 bis 0,5 Liter Wasser unfehlbar. Die Lösung wird mittelst eines Schwammes auf jene Stellen der Hausthiere aufgetragen, die am meisten den Fliegenstichen

ausgesetzt sind. Ferner seien Waschungen mit dem Abjud von Wallnußblättern bemerkt. Zu diesem Zwecke koche man die Wallnußblätter in Essig ab und nehme alle 14 Tage eine Waschung jener Hausthiere vor, welche den Stichen der Zweiflügler ausgesetzt sind. Auch genügt ein Abreiben mit grünen Wallnußblättern, nur muß dieses in kürzeren Intervallen erfolgen. Verdünnter Tabak-Abjud, wobei auf einen Theil gewöhnlichen Tabak 30—40 Theile Wasser kommen, dann verdünntes Benzin oder Petroleum, auf einzelne Körperstellen aufgetragen, haben ebenfalls gute Wirkung. Auch kann hier noch der Wunden Erwähnung gethan werden, die unbedeckt gehalten bleiben müssen. Diese sollen vor andringenden Fliegen, die ihre Eier oder Larven in dieselben legen wollen, durch Bestreichen mit Terpentinöl, sehr verdünnter Phe-nylsäure oder stinkendem Thieröl geschützt werden.

In Mecklenburg ist vielfach zum Schutz der Pferde gegen Insecten auf Waldwiesen das Verfahren im Gebrauch, mit einer Mischung, bestehend aus Hirschhornöl, ungeräucherter Karbolsäure und Petroleum zu gleichen Theilen, das Haar der Pferde an den besonders leidenden Theilen leicht zu befeuchten, und soll man dadurch stets die Wirkung erzielen, daß Fliegen sowohl wie Bremsen die befeuchteten Stellen ängstlich meiden.

Die „Wiener landw. Zeitung“ empfiehlt als einfaches Mittel die Kürbisblätter, mit welchen man im grünen, frisch abgepflückten Zustande die Zugthiere vor dem Ausfahren tüchtig reiben möge. Den Geruch können die Insecten nicht vertragen.

A. Böhm in Pribyslaw theilt in der „Wiener landw. Zeitung“ folgendes mit: „Am 29. Juni erntete ich Heu, und fand gleich bei Einbringung der ersten Fuhren, daß das vorgepannte Handpferd, ein Schimmel, so von Fliegen zersto-chen war, daß ihm das Blut an der Brust, am Bauch und an den Beinen förmlich herunterran. Da mich das Thier dauerte, ließ ich anhalten, gab in ein Gefäß  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser, mischte hierzu ca. 1 bis 2 Decagramm Karbolsäure, ließ damit dem Thiere die zerstochnen Stellen abwaschen und fand, trotzdem dasselbe den ganzen Nachmittag angekrengt wurde und schwigte, daß die Fliegen nunmehr fern blieben, weshalb dieses einfache Mittel, als exprobt, Pferdebesitzern bei ähnlichen Anlässen bestens empfohlen werden kann.“

### Allerlei.

§ Ausfaat des Butterkopf-Wintersalat. Die am besten geeignete Zeit zur Ausfaat des Butterkopf-Wintersalat ist von Mitte bis Ende August; dieselbe geschieht in ein kaltes Mistbeet, in dem die Pflänzchen bis zum September, wo man sie dann auf Gartenbeete pflanzt, bleiben. Man pflanzt ihn am zweckmäßigsten in kleine, vom Morgen nach Abend zulaufende Furchen und bringt in diese noch etwas alten, guten, verwesten Dünger, welcher bei Kälte Schutz gewährt und gleichzeitig auch zum kräftigeren Wachstume beiträgt. Der Butterkopf-Wintersalat gehört noch zu den neueren Sorten und wird von allen Seiten warm empfohlen, derselbe ist hellgrün, im Innern aber schön gelb. Die Köpfe werden groß, bei guter Kultur einen halben Kilo schwer, sind sehr zart und butterweich. Sie halten sich auch bei heißer und trockener Witterung ziemlich lange geschlossen und geben nur wenig Samen. Diese neue Sorte kann daher den Gartenbesitzern zur Ausfaat sehr empfohlen werden, da man von derselben bis spät in den Winter hinein stets frischen Salat für den Tisch haben kann, wenn man ihn nur vor Eintritt des Winters mit einer, die Kälte abhaltenden Bedeckung versieht.

§ Begießen der Topfpflanzen. Als Hauptfache zur erfolgreichen Kultur der Blumen in Töpfen ist das Gießen zur richtigen Zeit und in der erforderlichen Menge zu bezeichnen, da hier etwas zu viel oder zu wenig von schädlichen Folgen für das Gedeihen der Pflanzen sein kann. So oft man daher sieht, daß eine Pflanze trauert, sollte man immer erst unter-

suchen, ob wirklich Mangel an Feuchtigkeit die Ursache dieses Zustandes ist; denn nicht selten besteht das Heilmittel gerade darin, daß man einige Tage das Bewässern ganz unterläßt. Die erste Regel des Begießens ist, niemals eher Wasser zu geben, als bis die Erde wirklich trocken ist und dann aber es durchdringend zu thun. Das öftere oberflächliche Bespritzen, das nicht bis zu den Wurzeln reicht, kann nur nachtheilig wirken. Die Gewißheit, ob die Erde in dem Topfe wirklich trocken ist, kann man sich durch ein sehr einfaches Mittel verschaffen. Wenn man nämlich mit dem Knöchel an den Topf klopft, so wird man bei einigermaßen gutem Gehör bemerken, daß er entweder einen dumpfen oder hellklingenden Ton von sich giebt. In letzterem Falle ist die Erde trocken und die Pflanze bedarf des Begießens. Kann man zum Begießen Regenwasser haben, so ist dies in allen Fällen vorzuziehen. Brunnenwasser sollte im Sommer etwas überschlagen sein, im Winter aber nur warmes Wasser zum Begießen verwendet werden. Wasser in den Untersätzen stehen zu lassen, wirkt sehr nachtheilig. Man sollte es deshalb, wenn solches beim Begießen durchläuft, sogleich wieder wegschütten, denn bleibt dasselbe in den Untersätzen stehen, so faulen die Wurzeln der Pflanze von unten aus. Von sehr günstigem Einfluß auf das Gedeihen der Topfpflanzen ist ferner ein in längeren Zwischenräumen verabsfolgter Düngerguß, den man am besten aus Hornspänen herstellt, die man zu diesem Zweck erst eine Zeit in Wasser stehen läßt, damit sie etwas weichen und so für die Pflanzen noch besser als Dünger geeignet werden.

§ Vergiftung durch Buxbaum. Ein Stamm Brahmahühner hatte einen Garten zum Laufplatz, dessen Wege mit Buxbaum eingefaßt waren. Fast bei allen Thieren trat Durchfall ein, bei einigen mit tödtlichem Verlauf. Ein Stamm Italiener, der ganz in derselben Weise gefüttert wurde, aber einen anderen Laufhof hatte, blieb gesund. In der Art der Ernährung konnte also die Ursache der Erkrankung nicht gesucht werden. Die Untersuchung eines gestorbenen Thieres führte auf die richtige Spur: es hatte Buxbaumblätter gefressen und war an den Folgen des Genusses erkrankt und gestorben. Buxbaum enthält ganz besonders in den jungen Trieben einen Giftstoff, „Buxin“, welcher gefährliche Vergiftungen verursacht. Solche sind bei Schweinen und Pferden und im Oriente, wo die Pflanze wild wächst, bei Kamelen mit tödtlichem Ausgange beobachtet worden. Unbekannt war es bis jetzt, daß dieses Alkaloid dem Geflügel schädlich werden kann, während letzteres doch sonst gegen Alkaloide ziemlich unempfindlich ist.

§ Wie wird die Reife des Obstes beschleunigt? Es ist bekannt, daß man die Wände, an welchen Reben oder andere Obstsorten gezogen werden sollen, schwarz anzustreichen empfohlen hat, um die Früchte eher zur Reife zu bringen. Ein Gartenfreund in Frankreich behauptet, daß man noch weit besser zum Ziele gelange, wenn man die Spalierwände, statt sie mit schwarzer Farbe zu über-tünchen, mit Schieferplatten belege. Trauben, welche auf solchen Schieferplatten ruhten, waren schon ganz gefärbt, während andere an derselben Wand, die keine Schieferunterlagen hatten, noch ganz grün waren.

### Für die Küche.

† Bechamelle. Das ist eine dicke Sahne-sauce, wozu man ein Theil feinschneidige Zwiebeln in Butter, weich und weiß, mit einigen weißen Pfefferkörnern abschwitzt, dann so viel Mehl, als die Sauce dick genug wird, darin röstet, und dies mit Sahne oder sehr guter Milch, aber hauptsächlich mit etwas weißem Fleischgrund oder Fond, zu einer dicken Sauce kocht und sie durch ein Sieb oder Haartuch streicht. Es ist eine treffliche Sauce zu geschmortem Kalbfleisch, Geflügel u. s. w.

† Fischkotelette. Zu einem Theil fein gehackten, reinen Fischfleisches nimmt man ein

Dritttheil so viel mit Milch gekochten weichen Semmelbrot, beinahe eben so viel als Semmelbrot Butter, etwas Salz und Muskatnuß. Nachdem alles recht durch einander gerieben ist, treibt man diese Farce, mittelst Unterstreuen von Mehl, auf dem Tisch einen Finger breit aus einander, sticht die Formen mit einem wie ein Kotelett gefalteten Ausstecher aus, kocht sie in Wasser einmal auf, läßt sie gut austühlen, wendet sie in Eiern und Semmel, bratet sie in Butter und giebt sie zu allen Arten Gemüse.

### Correspondenzen.

\* Königsberg. Wie lange ein Huhn ohne jede Nahrung zuzubringen vermag, darüber wird von einem Bestzer Folgendes mitgetheilt: Vor drei Wochen wurde auf dem Hofe desselben ein sehr fleißig legendes Huhn vermisst, das trotz allen Suchens nicht zu finden war, und so gab man der Vermuthung Raum, daß das Thier gestohlen oder von Freund Reinecke zum Frühstück begehrt worden sei. Nach genauen achtzehn Tagen begab sich der Sohn des Besitzers in den Stall, um einen Hähnelkorb zu holen, der gefüllt von dem Kutscher zu jener Zeit, als das Thier verschwand, auf eine leere Holzkrone gestellt worden war. Wer beschreibt sein Staunen, als das Huhn plötzlich mit lautem ängstlichen Geschrei aus der Krone auffig. Nach genauen Nachforschungen hatte der Korb achtzehn Tage auf dem Rasen gestanden und so lange hat auch das arme Huhn ohne Futter und Trank in demselben zugebracht. Das Thier war darauf abgemagert, daß es kaum ein Pfund wog. Daß dasselbe auf irgend eine Weise während jener Zeit zu Futter und Wasser gelangt sei, ist nach der Aussage jenes Besitzers nicht anzunehmen.

### Ernte-Berichte.

Westpreußen: In ihrer dieswöchentlichen Umschau schreiben die „Westpr. Landw. Mittheilungen“ unterm 16. August: „Leider blieb auch während der abgelaufenen Woche das Wetter recht unbeständig, so daß trotz aller Mühe nur ein Theil des noch auf dem Felde stehenden Getreides zwischen den einzelnen Regentagen sozusagen hineingestohlen werden konnte. Doch ist jetzt nicht nur fast alles Getreide, sondern auch oft schon der zweite Schritt Klee, der sich häufig besser als der erste entwickelt hat, abgemäht und bringen die häufigen Regentagen dem Landmann schweren Schaden. Denn auch die Kartoffelfelder lassen den üblen Einfluß des häufigen Regens schon deutlich erkennen. Besonders auf allen Frühkartoffelfeldern nehmen die schwarzen Flecken sehr zu und kann man dort nur zu oft schon den bekannten unangenehmen Geruch bemerken, der die Ausbreitung der Kartoffelkrankheit leidet nur zu sicher anzeigt. Sogar das saubere Ausarbeiten der Brache leidet unter der beständigen Nässe und alle darin noch zurückgebliebenen Diefewurzeln wuchern wieder mit besonderer Leppigkeit. Darum sehnt sich Jedermann nach endlichem Eintritt einer anhaltenderen Witterung; möchte das seit gestern steigende Barometer endlich einen baldigen Umschlag derselben anzeigen!“

Ostpreußen: Ueber die Ernte in letzter Woche schreibt die „Königsb. Land- und forstl. Ztg.“: Die regnerische Witterung hat die Förderung der Erntearbeiten in der verfloffenen Woche fast ganz unmöglich gemacht, so daß noch ein großer Theil Weizen zu bergen ist und mit der Ernte des nur langsam reisenden Sommergetreides kaum der Anfang gemacht werden konnte. Die nasse Witterung hat ferner den Nachtheil gehabt, daß der Acker dermaßen mit Feuchtigkeit überättigt ist, daß nicht nur das Abfahren des Getreides erschwert, sondern auch vorläufig die Brachbearbeitung ausgesetzt bleiben muß, was um so nachtheiliger ist, als die Brachen in Folge der nunmehr schon zwei Wochen anhaltenden regnerischen Witterung mehr oder weniger stark verqueckt und verrottet sind.